

# Bewahrung und Fortschritt in der Gestaltung unserer Altstädte

Autor(en): **Zürcher, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **43 (1963-1964)**

Heft 12

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161543>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Bewahrung und Fortschritt in der Gestaltung unserer Altstädte

RICHARD ZÜRCHER

Ob wir es nun begrüßen oder ablehnen, so können wir uns der Tatsache nicht verschließen, daß das Bauen in unserer Zeit völlig neue Grundlagen gewonnen hat: Im Hinblick auf den Baustoff bedeuten Glas und Metall gewissermaßen ein neues «spezifisches Gewicht» und ermöglichen zusammen mit dem Eisenbeton eine neue Dynamik der Form sowie eine Größenordnung des Volumens, wie sie bisher nicht erreicht wurden. Es sind damit ebenfalls künstlerisch neue Dimensionen gegeben, sofern man heute überhaupt noch im Bauwerk auch ein Kunstwerk verwirklichen möchte.

Hier aber scheinen sich in unserer Zeit die Voraussetzungen ebenfalls von Grund auf gewandelt zu haben, und zwar weniger infolge der neuen Materialien und Konstruktionsmethoden als infolge der gegenwärtigen Konjunktur. Denn im Sog der heutigen Prosperität bedeutet Bauen für viele nichts anderes als nacktste Rendite. Für sie soll ein Bau Verdienstmöglichkeiten schaffen, ebenso sehr für die am Bau Beteiligten wie für seine späteren Besitzer. Das nach außen hin sichtbare Resultat zeigt dann meistens einen architektonischen Minimalismus, der alle früheren Parallelen in den Schatten stellt. Das Bauwerk erschöpft sich in seinem Gebrauch und ist darüber hinaus ebenso sehr für den raschen Verbrauch geschaffen wie irgend ein anderer Konsumgegenstand. Von der Würde der Architektur, von ihrer Aufgabe, den Wandel der Geschlechter zu überdauern, ist hier kaum noch etwas zu spüren. Vielmehr breitet sich derzeit in Häusern, die jedes Gefühl für abgewogene Verhältnisse vermissen lassen, jener «Baubrei» aus, der vor keinem Ortsbild und keiner Landschaft Halt macht, mögen diese noch so ehrwürdig und liebenswert sein.

Aber auch dort, wo nicht nur rücksichtslose Unternehmer am Werk sind, sondern eigentliche Architekten, die auf künstlerischen Rang Anspruch erheben, scheint der Zusammenhang mit dem Bestehenden oft in einem Maße ignoriert zu werden, das weit über das hinaus geht, worauf jede neue Generation ihr gutes Recht hat. Das kühne Ideal der «neuen Stadt», das in unserer eigenen Schweiz leider so bald an reale Grenzen stößt, scheint allein noch zu locken. Nur zu oft wird durch einen Neubau ein völlig neuer Maßstab gesetzt, der alles frühere ausschließt. Architektonisches Schaffen in einem höheren Sinne aber umfaßt nicht nur die Treue gegenüber der eigenen Inspiration, nicht nur den Glauben an eine bessere Zukunft, sondern ebenso sehr die Rücksicht auf die vorgefundenen Bedingungen. Diese Rück-Sicht ist nirgends notwendiger als dort, wo in einer historisch geprägten Umgebung gebaut werden soll.

Das durch viele Epochen geprägte Gesicht unserer Altstädte, deren Fülle bedeutender Monumente, all das stellt in seiner Weise mindestens so hohe Ansprüche wie die durch keine Geschichte begrenzte Planung einer «neuen Stadt». Ja vielleicht verlangt erst das Bauen in einer Altstadt jene volle Verantwortung, die zum wahren Architekten gehört. Hier nämlich, in der Auseinandersetzung mit historischen Gegebenheiten, die ein Recht darauf haben, respektiert zu werden, ist eine Besinnung auf die Grundwerte architektonischen Gestaltens nötig. Wenn am Anfang unseres Jahrhunderts, als ebenfalls eine üppige Konjunktur herrschte, der Kampf gegen eine hemmungslose Ornamentik ging, so handelt es sich heute um eine Aufwertung des Bauwerks schlechthin über die bloße Wohnkiste und den nackten Geschäftsblock hinaus zu einer neuen Würde der Architektur. Ist diese erreicht, dann werden auch in Altstädten neue Bauten nicht mehr als verheerende Einbrüche, sondern als bereichernde Ergänzung empfunden werden.

Die Gestalt unserer alten Städte ist zu allen Zeiten der Entwicklung unterworfen gewesen, sofern diese Städte nicht nach einer verhältnismäßig kurzen Blüte von der Zeit übergangen wurden, wie zum Beispiel Aigues-Mortes und Carcassone, Rothenburg und Dinkelsbühl, St. Ursanne und Greyerz. In größeren Orten vollzog sich bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die Entwicklung organisch, das heißt das Neue fügte sich harmonisch an das Alte, so daß dieses nicht übertönt wurde, sondern in einer immer reicheren Polyphonie seine Stimme behielt. Demgegenüber hat, gleich wie auf anderen Gebieten, erst das 19. Jahrhundert mit grundlegenden Veränderungen begonnen und nicht nur neue Maßstäbe, sondern vor allem eine neue Gesinnung in die Entwicklung unserer Altstädte hineingetragen. Einseitige Rationalisierung mit reißbrettartigen Straßendurchbrüchen und Platzanlagen standen romantisch sentimentaler Altertümelei schroff gegenüber.

Die neuen Glaubensmächte des Fortschritts, dem die Zeugen des angeblich «dunklen» Mittelalters und des nicht mehr verstandenen Barocks geopfert wurden, dazu aber auch eine primitive Zerstörungslust, die als solche zu allen Zeiten vorhanden ist, nun aber mit neuzeitlich rationalen Methoden auf das verheerendste sich verband, wirkten nun weniger an einer natürlichen Weiterentwicklung als an der Vernichtung der Altstädte.

Diesen Prozeß hat das 20. Jahrhundert in einem noch rascheren Tempo weitergeführt. Wohl fehlte es nunmehr nicht an mahnenden Gegenstimmen, unter denen trotz manchen Fehlgriffen den Bemühungen von Heimatschutz und Denkmalspflege eine keineswegs zu unterschätzende Bedeutung zukommt. Aber dessenungeachtet: was die Weltkriege im großen zerstörten, fand seine «friedliche» Entsprechung in einem Erneuerungsprozeß, der in seiner Maßlosigkeit das Antlitz vieler Städte in ähnlich unwiederbringlicher Weise zu zerstören droht wie Artilleriefire und Luftbombardemente.

Bei den Eingriffen in die bauliche Substanz spielen rationale Erwägungen

oft nur eine vordergründige Rolle: Dahinter stehen ihrem Wesen nach irrationale Glaubensmächte, die schon immer gerade auch in der Architektur ihren Ausdruck fanden und es in den «modernen» Formen unserer Zeit nicht minder tun. Es ist ein heute besonders hemmungsloser Drang nach Wohlstand, der bei vielen das Denken und Schaffen nur noch Rentabilitätsabwägungen unterwirft. Darüber hinaus ist es die Reduktion des alten Jenseitsglaubens auf einen sogenannten «Fortschritt», der uns über eine vorläufig noch dunkle Gegenwart hinaus in das bessere Jenseits einer von uns zu erobernden Zukunft führen soll. Dazu tritt der Drang nach einer mehr oder weniger vagen «Freiheit», die — um nur ein Beispiel zu nennen — unter dem Schlagwort «Licht und Luft in enge Gassen» an sich berechnete Forderungen der Hygiene ins Maßlose quasi religiöser Postulate steigert. So appellierte in Zürich — und leider nicht ohne Erfolg — das Schlagwort «freie Limmat» an das dumpfe Freiheitsbedürfnis der Massen, deren Dasein durch den rapiden Anstieg der Bevölkerungszahl immer mehr beengt wird. Dieses nur zu leicht demagogisch mißbrauchte Freiheitsbedürfnis verlangt seine Opfer und findet sie oft ausgerechnet an Objekten, deren Existenz nicht in Zahlen sich rechtfertigen läßt, sondern nur durch die Imponderabilien der historischen Pietät oder des städtebaulichen Reizes. Auch den oft zu einem Glaubenspostulat übersteigerten Bedürfnissen des Verkehrs gegenüber ist man zu ähnlichen Opfern bereit.

Es muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, wie sehr im Kampf um die Erhaltung und Gestaltung unserer Altstädte nicht nur rational planender Fortschritt gegen rückwärts gewandte Sentimentalität steht, sondern wie auch eine scheinbar noch so vernünftige Planung oft von Gefühlen getragen wird, die als Glaube an einen alleinseligmachenden materiellen Fortschritt, als Drang nach einer falsch verstandenen Freiheit und als nach Opfern heischende Zerstörungslust sich ausweisen. Solche Antriebe aber sollten wir geringer werten als die von einem höheren Gesichtspunkt aus legitimeren Gefühle der Ehrfurcht vor dem überkommenen Erbe und der Liebe zu einer im Laufe der verschiedensten Epochen gewachsenen Schönheit, in welcher das Große wie das Kleine, das Sakrale und das Profane, Feiertag und Alltag ihren Ausdruck finden.

\* \* \*

Fassen wir den Sinn der Altstadt und damit ihre Rechtfertigung gerade in unserer Zeit zusammen, so ist es einmal die Summe der hier besonders eng vereinten Bauten architektonischer Qualität, wie sie die Kirchen und Klöster, die Rathäuser, Zunfthäuser, Kaufhäuser, Zeughäuser und viele der bürgerlichen Wohnbauten besitzen. Es sind dies zugleich Bauten, denen neben ihrem künstlerischen Wert auch eine eigene historische Bedeutung zukommt. Über die Summe der Bau- und Kunstdenkmäler hinaus aber zeigt die Altstadt die innere Einheit eines Lebensorganismus, in welchem neben dem Bedeutenden

auch das Geringere, neben dem Älteren auch das Jüngere und dazu die verschiedensten Aufgaben ihre Existenzberechtigung besitzen. Ähnlich wie in einer natürlichen Landschaft Pflanzen und Bäume der verschiedensten Arten, Größen und Alter harmonisch vereint sind, lebt auch die Altstadt aus einer äußeren und inneren Vielfalt.

Eine solche Vielfalt ist harmonisch kraft ihres organischen Wachstums, das vom Mittelalter bis zum Ende des Barocks eine selbstverständliche Verbindung zwischen den Bauten der verschiedenen Stilepochen bildete. Erst das 19. Jahrhundert hat diesen Zustand zerstört durch die damals beginnende Flut neuer Aufgaben politischer, kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Art. Denn erst seit der Französischen Revolution gibt es Parlamente (mit Ausnahme des einen englischen), öffentliche Museen, eigene, von den Klöstern getrennte Spitäler, Börsen, Geschäftshäuser und Fabriken in größerem Ausmaß. Es sind dies zum Teil völlig neue, zum Teil gegenüber früher selbständig gewordene Aufgaben, die durch eine eklektizistisch und damit auf weite Strecken unschöpferisch gewordene Architektur künstlerisch nur unvollkommen bewältigt werden konnten. Dazu erfolgt im 20. Jahrhundert der Einbruch neuer Materialien und Konstruktionsmethoden sowie eine Wandlung des Sinns des Bauwerks überhaupt, nämlich zur Apparatur, zum Funktionsträger und — auf niedrigerer Stufe — zum bloßen Verbrauchsgegenstand und zum nackten Rendite-Objekt. All das macht offenbar, wie schwer es heute geworden ist, dem Sinn der Altstadt mit neuen Bauten gerecht zu werden.

Dieser Sinn der Altstadt besteht im weiteren in der Tiefendimension der Zeit, die sich im Nebeneinander verschiedener Epochen öffnet. Zugleich macht uns die Altstadt empfänglich für das Zusammenwirken verschiedener Maßstäbe und Lebensformen. Sie weckt damit die Ehrfurcht vor der Vergangenheit, die in sinnvoll benutzten und erneuerten Bauten gegenwärtig bleibt. Die Altstadt appelliert zugleich an unsere Toleranz und korrigiert damit den fatalen Zug des 20. Jahrhunderts zur totalen Herrschaft eines einzigen Prinzips und einer einzigen Lebensform.

Um unsere Altstädte zu bewahren, ohne sie in einem musealen Dasein künstlich zu konservieren, muß vor allem ihr innerer Sinn aktiviert und mit den Forderungen der Gegenwart und Zukunft, so weit dies möglich ist, in Übereinstimmung gebracht werden. Soziologisch bedeutet dies die Erhaltung der noch vorhandenen Kleingewerbe sowie ihre sinnvolle Ergänzung: So darf insbesondere das Kunsthandwerk hier seinen Platz finden, dazu Antiquitätengeschäfte, Kunsthandlungen, intime Galerien, Buchläden und Kleinkunsthäuser, wie dies bisweilen in der Art eines «Quartier latin» in Zürich, Basel, Bern und Genf in Ansätzen schon der Fall ist. Daneben sollte die Altstadt weiterhin von nicht zu großen Gaststätten, guten Spezialgeschäften mit ihrer individuellen Behandlung des Kunden bevorzugt werden, die freilich auf die angeblich wirtschaftlich günstige Nähe großer Warenhäuser verzichten müßten. Denn

statt der Massierung von Großbetrieben, wie Einkaufszentren, Warenhäuser — bei denen nach dem Vorbild deutscher «Kaufhöfe» so oft eine nur modisch moderne Fassade als Werbemittel verwendet wird —, von Bürohäusern, Großbanken, Großgaragen, soll die Anziehungskraft der Altstadt gerade im individuell gestalteten Kleinbetrieb bestehen. Damit kann kulturell, soziologisch und wirtschaftlich noch am ehesten die für die Altstadt notwendige Übereinstimmung mit dem kleinteiligen Maßstab und der individuellen Struktur ihrer Bauten gewonnen werden. Zugleich würde sowohl die Aufblähung zum Business-Center, zur «City», ebenso vermieden wie der Abstieg zum Vergnügungs- und Halbweltsviertel in der Art des Zürcher «Niederdorfs», des Hamburger «St. Pauli» oder des Londoner «Soho»; vielmehr gewännen diese Viertel einen positiven Sinn.

Das bauliche Gefüge der Altstadt duldet auch nicht die Großbauten von Opern- und Schauspielhäusern, Konzert- und Kongreßhallen, die ihren idealen Platz jedoch in der Nähe des historischen Kerns besitzen und dessen geistigen Rang unterstützen. Ebenso sind größere Museumsbauten in der eigentlichen Altstadt zu vermeiden — gegen welches Prinzip Basel in zwiefacher Weise gesündigt hat, nämlich in den mächtigen Baublöcken des Naturhistorischen Museums in der Nähe der Martinskirche und der Öffentlichen Kunstsammlung, die an Stelle eines der reizvollsten «Höfe» des 18. Jahrhunderts ihren protzigen Neubau erhielt. Auf der anderen Seite zeigt das gleiche Basel, im Historischen Museum in der ehemaligen Barfüßerkirche und im «Kirschgartenmuseum», wie mehr lokalgeschichtliche Sammlungen in historischen Bauwerken einen besonders günstigen Rahmen finden können.

Von den Kommunalbauten haben die Rathäuser, Stadt- und Kantonsparlamente sowie die Regierungssitze in der Altstadt ihren angestammten Standort, und zwar am besten in ihren möglichst unverändert zu belassenden historischen Behausungen, nicht aber die hier überdimensionierten Verwaltungsgebäude, wie dies für Freiburg nach hartem Kampf mit den dortigen Behörden glücklich abgelehnt wurde. Das Berner Stadtbild dagegen ist durch die alle früheren Maßstäbe sprengende Repräsentationsarchitektur der Bundeshäuser in geradezu tragischer Weise verändert worden. Mustergültig in ihrem Verhältnis zum Stadtbild sind demgegenüber die historischen Rathäuser von Bern, Luzern, Lausanne, Genf und Zürich, doch auch jene kleinerer Städte, wie Stein am Rhein und Bischofszell. In allen diesen Beispielen — hinter denen noch viele andere stehen — steigert sich die äußere Größe und verdichtet sich die Durchformung des Rathauses gerade bis zu jenem Maße, daß die Beziehung zu den benachbarten Bauten, ja zum Stadtganzen noch nicht abbricht. Vielmehr stellt das Rathaus jedes Mal wieder auf andere Weise den krönenden Akzent eines reich differenzierten und zugleich wohlabgestuften Ganzen dar. Um einen Grad stärker als die Sitze der weltlichen Gewalt überhöhen die Kirchen nicht nur in ihren Türmen und Firsten, sondern namentlich auch in der Kraft des

architektonischen Ausdrucks die übrige Stadt. Wenn heute ihre Gemeinden zahlenmäßig zurückgehen, so sollten die Kirchen der Altstadt — wie dies übrigens schon mancherorts getan wird — über ihren normalen Gebrauch hinaus der ganzen Stadt, ja in einzelnen Feiern sogar dem ganzen Lande dienen. Dabei sollte wie in den Regierungsgebäuden die historische Substanz unbedingt erhalten bleiben.

Was hier im Hinblick auf den praktischen Zweck, doch noch mehr auf die geistige Bestimmung der Altstadtbauten gefordert wird, entspricht einem an sich sehr modernen, mehrdimensionalen und großräumigen Denken, das die Altstadt als sinnvollen Teil eines umfassenden städtischen oder regionalen Organismus sieht und zugleich in der Altstadt den architektonischen Rahmen einer Lebensform erblickt, wie sie als Ergänzung zum übrigen modernen Dasein unbedingt notwendig ist. Mehrdimensional ist insbesondere das Nebeneinander verschiedener Epochen und Lebensformen, wobei innerhalb der Altstadt ganz allgemein dem Fußgänger und, was den Wohn- und Arbeitsorts anbetrifft, im besonderen dem Handwerker sowie dem Künstler und Geistesarbeiter ihr Recht gewahrt bleiben soll.

Die historische Substanz unserer Altstädte sollte schon rein materiell so weit wie möglich erhalten bleiben, einmal weil nach dem Tempo der gegenwärtigen baulichen Erneuerung der Begriff «Altstadt» sehr bald nur noch ein leeres Wort sein könnte, dann aber vor allem auch, weil die an sich notwendige und für jeden Architekten im Grunde erwünschte bauliche Erneuerung sich heute nach jenen großräumigen Grundsätzen vollziehen sollte, die auch sonst für unsere Gegenwart und noch mehr für unsere Zukunft notwendig sind. Mit anderen Worten: Wir können es uns heute einfach nicht mehr leisten, daß an allen Orten und auf jede Weise gebaut werde, sondern not tut eine Differenzierung, zu der die Ausklammerung gewisser Gebiete gehört. Zu solchen Gebieten, die mindestens vor einer willkürlichen Bauweise, wenn nicht überhaupt zu schützen sind, gehören unsere Altstädte.

Aus diesen Erwägungen heraus sollte vor dem Neubau der Renovation der Vorzug gegeben werden, selbst dort, wo es sich um ein an sich bescheidenes Haus handelt, das aber als Teil eines Straßen- oder Platzbildes wichtig ist. Es sei hier sogar der Rekonstruktion das Wort geredet, sofern es sich um einen erst seit dem späten 19. Jahrhundert verschwundenen oder veränderten Bau handelt und die nötigen Vorlagen vorhanden sind.

Wenn von der noch vorhandenen historischen Substanz der Altstadt einerseits möglichst wenig weggenommen werden soll, so ist andererseits die Ersetzung störender Eingriffe aus späterer Zeit um so wünschbarer. Gemeint sind jene vielen — wenn auch nicht alle — Neubauten aus der historisierenden «Gründerzeit» zwischen rund 1870 und 1914 oder auch der sich «sachlich» gebärdende Modernismus der Zwischenkriegszeit sowie der jüngsten Konjunkturperiode, wofür die nicht anders als brutal zu nennenden Hotel- und

Geschäftsbauten gegenüber der Martinskirche im Herzen der Churer Altstadt besonders krasse Beispiele darstellen.

Stellt man nun aber die Frage, wie in Zukunft ein in historischer Umgebung zu errichtender Neubau aussehen soll, so meldet sich hier gewöhnlich das Postulat der «freien Einfühlung», das sich aber bei näherem Zusehen als überaus heikel und nur zu oft auch als mißbraucht erweist. Denn allzu häufig entstehen aus «freier historischer Einfühlung» Bauten, die im Augenblick ihrer Vollendung bestechen, doch schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit sich als üble Zwitter herausstellen, als «Gotik», wie man sie sich um 1860 oder 1910 dachte, oder als «Barock», wie man ihn um 1880 oder auch wieder um 1925 verstand. Als besonders auffallende Beispiele seien dafür jener Wiener «Zinspalast» genannt, der neben der sehr nobel abgestuften Fassade des echt barocken Palais Kinsky glaubt, in sämtlichen Stockwerken mit einem «fortissimo» auftrumpfen zu müssen, oder einzelne um 1910 entstandene Geschäftshäuser an der Berner Marktgasse, die mit ihren allzu lauten Ansprüchen die sonst so edle Disziplin der übrigen Fronten durchbrechen. Zu nennen wären auch die steinbaukastenmäßig tote Neugotik der altkatholischen Kirche gegenüber dem Berner Rathaus oder einzelne gotisierende Erkerhäuser an der Kirchgasse und an der erst in jüngerer Zeit so unglücklich verbreiterten Münsterergasse in Zürich.

Eine im Grunde ungenügende Lösung des Bauens in der Altstadt muß die denkmalpflegerische Forderung bedeuten, die bereits in einzelne Bauordnungen eingegangen ist, nämlich daß ein Neubau in seinem Volumen sowie in seiner Gesamtform und seinen Materialien auf die Umgebung Rücksicht nehmen müsse. Wohl werden dadurch schlimmste Auswüchse verhindert, aber das Dahinschwinden wertvoller Substanz wird nicht aufgehalten, und andererseits ist mit der eben genannten Vorschrift ein künstlerischer Gewinn für das Stadtbild noch keineswegs gewährleistet. Um so wichtiger aber wäre eine Erweiterung des bisherigen Denkmalschutzes durch die unveränderte Erhaltung mindestens ganzer Fassaden, und zwar nicht nur mit Rücksicht auf ihren isolierten Wert, sondern auf ihre tragende Rolle in der Gesamtheit des Straßen- oder Platzbildes. Vor Abbruch geschützt sind bisher höchstens einzelne Monumente von besonderer Bedeutung, während für die Erhaltung der an sich bescheideneren, doch für das Gesamtbild einer Altstadt nicht weniger wichtigen Bauten jedes Mal ein eigener Kampf geführt werden muß.

Wenn schon gebaut werden muß, dann sollte dies so geschehen, daß sich die eigene Zeit nicht verleugne, aber zugleich der Anschluß gewonnen würde, oder anders gesagt: der richtige, nicht zu große Abstand gewahrt bliebe, weniger gegenüber einer einzelnen historischen Epoche, wie dies der Fehler so vieler an sich wohlgemeinter «Einfühlungen» ist, sondern gegenüber jenem Ganzen, das jede organisch gewachsene Stadt darstellt. Mit anderen Worten: Das Ideal wäre, daß auch unsere Zeit sich ebenso natürlich und selbstverständlich in die bereits bestehende Substanz einfügt, wie es einst dem Barock gegenüber der Renais-



sance und Spätgotik möglich war. Was damals aus einer noch weitgehend spontanen Sicherheit, aus einem gleichsam angeborenen Takt heraus geschah, muß heute durch eingehende Forschung und Überlegung wieder erworben werden. Grundsätze müssen wieder ins Bewußtsein gerufen werden, die einst weitgehend unbewußt den Künstler lenkten, jedoch seit Generationen, seit jenem fatalen Abbruch der bisher organischen Entwicklung im 19. Jahrhundert, verloren gingen. Es braucht dazu allerdings den Mut zu einer langen Erziehungsarbeit, sowohl gegenüber den Bauschaffenden wie gegenüber der Öffentlichkeit.

Wenn der heutige Architekt darauf verzichten muß, in die Altstadt einen neuen Maßstab zu setzen, der alles frühere ausschließt, so darf er dennoch dort, wo ein Neubau sich rechtfertigt, dem bereits bestehenden Ganzen einzelne neue Akzente schenken, sofern dabei die richtigen Proportionen gewahrt bleiben. Die Abstimmung des neuen Bauwerks in Maßstab, Form und Material auf seine Umgebung bedeutet dabei nicht Angleichung und keineswegs schon Nachahmung.

Im Sinne eines großräumigen Denkens nimmt heute die Altstadt Teil am größeren Ganzen der übrigen Stadt oder auch einer ganzen Region. Immer aber sollte die Altstadt ihre Stellung als Kern- und Herzstück eines größeren politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Organismus auch architektonisch zum Ausdruck bringen. Sie kann dies kraft der Fülle der hier konzentrierten Baudenkmäler, von denen viele durch ihre Aufgabe und ihre architektonische Qualität hervorragen. All das sollte für den modernen Architekten weniger Belastung als Verpflichtung bedeuten: Im Unterschied zu so manchen Mammut-Unternehmungen wird er hier vor die Aufgabe gestellt, in kleinteiligem und damit in menschlichem Maßstab zu bauen und sich der natürlichen Materialien, nämlich Holz und Stein zu bedienen, an Stelle von Glas, Metall und Beton, was oft einer nur modischen Neuheitssucht entspricht. Damit wird das notwendige Korrektiv zu den heute üblichen Großbauten erreicht. An Stelle einer Großzügigkeit, die in unseren Vorstädten sowie in der freien Landschaft nur zu leicht zur Brutalität entartet, zwingt die Altstadt zu Rücksicht und Ehrfurcht. Sie erzieht dadurch unsere Architektur wieder zu jenem Ethos, das ihr im nur rationalen Konstruieren oft abhanden gekommen ist. An die Stelle der äußerlichen, nur durch ihre Neuheit verblüffenden Mode sollte wieder der aus innerer Notwendigkeit erwachsende Stil treten. Eine auf diese Weise weiterentwickelte Altstadt würde den beispielhaften Rahmen für ein menschbezogenes Dasein bilden, in welchem die Maßstäbe der Technik ihre Grenzen und der Rhythmus des modernen Lebens seinen Ausgleich fänden. Innerhalb des Stadtganzen, ja einer ganzen Region würden Orte einer relativen Ruhe, der Besinnung und Regeneration entstehen, nicht im Sinne musealer Abgestorbenheit, sondern eines zeitgemäßen, auch für den modernen Architekten schöpferischen Humanismus. Die Architektur aber könnte sich nicht zuletzt auch hier auf die ihr eigene Würde und auf ein neues Ethos besinnen.